

Man hat gleich einen Namen für das Datum: *Schwarzer Montag*. Die Aktienkurse brechen ein. Auch wer keine Aktien besitzt, spürt den kalten Luftzug. Die Wirtschaftskrise hat unsere Rückennerven erreicht.

Geld – jetzt das einzige four-letter-word in der Konversation.

Wir sagen die Probefahrt ab, wir kaufen uns kein Auto. Einige Erheiterung und Erleichterung. In den Papierkorb mit den schönen Glanzpapier-Prospekten. Dabei hatten wir uns schon für Silbermetallic entschieden. Auch weil es praktischer ist.

Streusand

Beim Schreiben schaut man nicht auf die Uhr. Aber fürs Stundenschlagen – gäbe es das noch – wäre man dankbar.

Wie lange dauert das Jetzt? Heute fand ich: die Länge einer Rolltreppe.

Wie weit bist du gekommen? – Weiter, als du dachtest? – Gut. Das heißt: nicht wirklich weit.

Sie sahen gestern aber schlecht aus, sagt mir der Kollege. Prompt hatte ich eine schlechte Nacht.

Wo die Aphorismen sich häufen, sinkt die Kraft der Beobachtung.

Der Neid wählt aus, allein das läßt ihn scharfsichtig erscheinen.

Do ut des. Das bekannte Tauschgeschäft läuft auch unter dem Namen Freundschaft.

Man wäre längst vergessen, wäre man je bekannt gewesen.

Gestern abend auf dem Belvedere unter den Sternen

Vor einiger Zeit blätterte ich in Kafkas Tagebüchern, in denen ich lange nicht gelesen hatte, und stieß auf eine Stelle, von der ein eigentümlicher kleiner Glanz ausging. Sie ging mir nach, und als ich sie wieder lesen wollte, entzog sie sich meinem nervösen Suchen. Das steigerte meine Faszination, leider nicht meine Geduld. Die Frage nach Kafkas Sätzen brachte mich auf die Sache zurück. Nun las ich noch einmal von Anfang und kam an vielen wunderbaren Einträgen vorüber; gleich zu Anfang der Befund »Meine Ohrmuschel fühlte sich frisch, rauh, kühl, saftig an wie ein Blatt.« Dann der berühmte Satz, daß Schriftsteller Gestank reden; oder der nicht minder berühmte, wonach ein wahllos hingeschriebener Satz – bei ihm, Kafka – bereits vollkommen sei. Ich eilte an all dem vorüber – im Vorschein des erinnerten Glanzes. Und natürlich fand ich die Stelle, fand sie auf halber Strecke, unter dem Datum des 13. August 1913: »Gestern abend auf dem Belvedere unter den Sternen.« Das war es also, und ich war fast ein bißchen enttäuscht. Das verheißungsvolle Halbvergessene schien mir plötzlich bloß ein simples Notat. Nun gut, dachte ich, aber dann hast du we-

nigstens etwas, das nicht nach Kafka klingt. Man sieht, meine Ungeduld war noch immer virulent. Doch etwas hielt mich fest. Etwas wie Treue zu meinem ersten Eindruck.

Ich hatte den Gestus der Stelle unterschätzt. Kafka scheint für diese knappe Notiz frei von aller quälenden und selbstquälerischen Reflexion. Frei für einen zeitlosen Moment, frei für eine Epiphanie, die er gar nicht weiter bezeichnet. Vielleicht weil sie ihm an einem vertrauten Ziel vieler Spaziergänge erscheint, in den Kronprinz-Rudolf-Anlagen, wie sie damals hießen. Das Belvedere, das vielen Prag-Besuchern vertraute Lustschloß auf dem Hradschin, gibt nur den Fixpunkt. Von ihm aus öffnet sich der Raum. Ganz ohne Deutung, ohne kosmische Idee. Kafka kommt ohne Kants gestirnten Himmel aus. Er sieht sich in der einfachsten, größten Konstellation: »unter den Sternen«. Das kann jeder sagen, und doch ist es hier wie zum ersten Mal gesagt. Und versiegelt dem, der es ausdeuten möchte, die Lippen.

Aus dem Wintersemester 1957/58. Als der Landvermesser K. mit Frieda in der Bierpfütze lag, wollte mein Sofa brennen. Etwas glühende Asche vom gußeisernen Ofen hatte Flämmchen an meiner zerschlissenen Wolldecke aufzünden lassen. Ich sprang ins Nebengemach und griff nach der Waschschüssel, in der zum Glück noch Wasser war.

Spinalkanalstenose: umständliches, nie gehörtes, kaum zu merkendes Wort für die Nötigung des Gehenden, nach zwanzig Minuten wachsenden Schmerzes im Bein eine Bank, irgendeine Sitzgelegenheit aufzusuchen. Wie wenige Bänke es in den Straßen gibt, und wie wenige Parks. Ausge-

rechnet *Lyrical* heißt das Mittel, das man mir verschrieben hat.

Gern sprechen die Ärzte von Besserung, von Heilung eigentlich nie.

Weniger Durst. André Gide 1951 in einem Gespräch mit Julien Green auf die Frage, was das Alter als Ausgleich für seine Furchtbarkeit biete: »Man hat größere Mühe, sein Glas an den Mund zu führen, man hat aber weniger Durst.« Ein wahrhaft metaphysischer Satz. Umso bemerkenswerter, wenn man bedenkt, daß der junge Green das Alter perhorreszierte. »Das Alter ist eine Strafe«, schrieb er 1926. Da war er noch keine 26 Jahre alt. Freilich entwickelte der junge Green eine beträchtliche Altersphobie. Er empfand bereits Unbehagen, als er einen Kommilitonen vor dem Essen eine Pille nehmen sah. Dergestalt rüstete er sich für ein Leben, das an die Hundert reichen sollte.

Der Welt ins Stammbuch

Stoße auf ein kleines Gedicht Achim von Arnims, das von bemerkenswerter Aktualität ist:

Morgenstund hat Gold im Munde,
Denn da kommt die Börsenzeit
Und mit ihr die süße Kunde,
Die des Kaufmanns Herz erfreut:
Was er Abends spekulieret
Hat den Kurs heut regulieret,
Eilend ziehen die Kuriere
Mit dem kleinen Kursbericht,
Dass er *diese* Welt regiere

Von der *andern* weiß ich's nicht:
Zitternd sehn ihn Potentaten
Und es bricht das Herz der Staaten.

Jemand etwas ins Stammbuch schreiben, ist ein verblasster Ausdruck. Die Sitte, dass man sich zum Namen einen Satz oder Denkspruch in ein eigens dafür vorgesehenes Buch schreiben lässt, ist schon lange aus der Mode gekommen. Im 16. Jahrhundert verbreitete sich der Brauch der *livres d'amis* oder *libri d'amici* über ganz Europa und erlebte im 19. Jahrhundert seine Hochblüte. Gunst- oder Freundschaftsbekundung, Rat oder Lebensweisheit – die Freunde schrieben es einander ins Stammbuch, wie auch die Eltern den Kindern und Enkeln oder die Professoren ihren Studenten. Im Faust richtet der Schüler an Mephisto die Bitte: »Ich kann unmöglich wieder gehn, / Ich muß Euch noch mein Stammbuch überreichen. / Gönn' Eure Gunst mir dieses Zeichen!«

Widmungsgedichte und Stammbuchverse gehören in die Produktion unserer klassischen und romantischen Dichter. Auch Achim von Arnim schrieb dergleichen Gelegenheitspoesien. Zu seinen letzten Veröffentlichungen gehörten die »Ausgestreuten Stammbuchblätter« aus dem Berliner Musenalmanach für 1831. Unser Gedicht ist ein Einzelstück aus Arnims Nachlaß. Es wurde nach Bettines Handschrift unter dem Titel »In das Stammbuch eines jungen Kaufmanns« gedruckt. Das originale Stammbuchblatt trug eine Widmung an Leberecht von Guaita, datiert auf den 19.11.1828. Dieser Leberecht, damals ein junger Mann von 14 Jahren, war der jüngere Sohn von Bettines Schwester Meline. Er war mit seiner Familie von Frankfurt Anfang November 1828 nach Berlin gekommen, wo sein älterer Bruder Karl immatrikuliert wurde.

Man kann nicht sagen, daß Arnims kleines Gedicht be-

sondere Rücksicht auf den jungen Adressaten nimmt. Doch heiter und leicht gefügt ist es schon, und man meint jenen »Luftzug von Ironie« in ihm zu erkennen, den Clemens Brentano in Arnims Gedichten sehen wollte.

Vierfüßige Trochäen laufen flink durch die beiden durchgereimten Strophen: Trochäus heißt übrigens Läufer. Sie akzentuieren auch den humoristischen Ton, in dem von dem spekulierenden Kaufmann geredet wird. Gespielt harmlos setzt die erste Strophe mit dem banalen Sprichwort vom Gold im Mund ein. Sie endet mit dem prägnant formulierten Marktgesetz: »Was er abends spekulieret / Hat den Kurs heut regulieret.« Mit der zweiten Strophe kommt Armin – salopp gesprochen – zur Sache: zur Kritik an einem Spekulationswesen, das dabei ist, die Weltwirtschaft zu ruinieren. Hier läuft der Gedanke wie im Raptus ab. Aus harmlos scheinenden »kleinen« Kursberichten entsteht eine katastrophische Welle: Beschleunigung ist das Gesetz. Der Börsenkurs regiert die Welt. Die moralische Wirkung der Schreckensbotschaft ist enorm: Die Potentaten zittern, »und es bricht das Herz der Staaten.«

Eingeschoben in das Horrorszenarium ist ein Moment der Besinnung: Der Sprechende nimmt Distanz. Zweifel blitzt auf, ob die *andere* Welt auch durch Spekulation regiert wird. Mehr noch. Das vorgebliche Nichtwissen darf man geradezu als die Bekräftigung der Hoffnung nehmen, daß etwas anderes »der Welt Herr« ist. Armin war ein frommer Mann. Aber auch jemand, der in der Welt zu leben wußte. Immerhin hat er in seinem Roman *Die Kronenwächter* vom Geld als dem Blut des Staates gesprochen. Was hat ihn in seiner Weltsicht erschüttert?

Es war die große Handelskrise von 1825. Sie wurde ausgelöst durch südamerikanische Wertpapiere, die die Londoner Börse überschwemmt. Bei den Aktien auf Gold- und Silberminen wurde oft nicht mehr geprüft, ob die Mine

real existierte oder bloß fingiert war. Der plötzliche Reichtum Südamerikas verleitete die dortigen Staaten dazu, sich ihrerseits in London zu verschulden. Die Spekulationsblase platzte, und der Aktienmarkt kollabierte. Schuld daran war der Usus, bei Wertpapieremissionen nur einen Teil anzuzahlen und den Rest abzustottern. Man spekulierte auf Gewinn, indem man das Wertpapier kurz vor Fälligkeit des Kredits verkaufte. Die kleineren Country Banks, die Kredite ohne große Überprüfung bewilligt hatten, mußten schließen, und die Katastrophe erfaßte auch die großen Finanzhäuser. Die Reserven der Bank von England schmolzen zusammen. Kurz, die Krise griff auf Europa über; und noch 1828 gab es in Paris eine Börsenpanik – man glaubt, diese Geschichte zu kennen. »Und es bricht das Herz der Staaten«, schließt das Gedicht im November dieses Jahres. Er ist gleichsam der Welt ins Stammbuch geschrieben. Als Mahnung, der Welt Herrn nicht zu verkennen.

Die amerikanische Krankheit hat auch uns befallen. Auch wer nicht viel zu verlieren hat, hat verloren. Selbst der Zynismus ist ohne gute Laune. Die Devise des Tages lautet: Konsumiert, was ihr könnt! Vielleicht gelangt ihr so aus dem Tal der Tränen. Kauft! Kauft! – Ja, wir haben uns nun doch – gegen all unsere Abstinenz-Vorsätze – ein neues Auto gekauft. Auch um die Wirtschaft zu beflügeln. Jetzt steht es vor der Tür: klein und silbermetallic, wie wir es uns gewünscht haben. Und will bewegt werden.

In der Krise sagt man sich: Es ist kein Krieg. Nein, es ist wirklich kein Krieg. So einfache Beschwörungen fallen einem ein. Im Krieg weiß man den ganzen Tag über, daß Krieg ist; außer wenn man Kind ist. Man wünscht sich Stunden, in denen man Kind wäre.

Spüren daß man weniger wird

Nicht zugeben daß man weniger wird

Sich dagegen auflehnen daß man weniger wird

Weniger werden

Aber nicht weniger sein

Schreiben als Lebensverlängerung. Je weniger du notierst, umso schneller stürzt die Zeit. Also weiter. Warum weiter?

Es fällt mir nicht schwer, hier aufzuhören.

Aufhören ist offenbar schwerer als anfangen.

Klinikum Steglitz. Sehe von meinem Bett aus die Rettungshubschrauber, die in kurzen Abständen auf dem markierten Platz unter meinem Fenster starten und landen. Höre das Dröhnen und Schwirren ihrer Rotorblätter. Man befreit mich nach und nach von den Schläuchen, an die ich angeschlossen war. Der junge ungarische Operateur blättert in dem Buch auf meinem Nachttisch: *Kafkas Sätze*. Er fragt, ob er es sich beschaffen soll. Ja, sage ich, ich habe etwas dafür geschrieben. Er lächelt. Die Operation war erfolgreich, sagt er. Ich werde wieder ohne besondere Schmerzen gehen können. Jetzt nur einige postoperative Probleme, z. B. das Wasserlassen. José, der freundliche Pfleger, verspricht mir, wenn nötig, einen Katheter zu setzen, nach dem ich geradezu *süchtig* werden würde. Es wurde nicht nötig. Guter José! Ich will Sie nicht vergessen.

Streusand

Erfahrung des Kindes: Jede Enttäuschung war einmal eine Wundertüte.

Muß man denn arm gewesen sein, um eine reiche Kindheit gehabt zu haben?

Mit wie vielen Menschen kannst du eine Freude teilen, ohne Neid zu erregen?

An der betonten Freundlichkeit, mit der er dir begegnet, erkennst du, daß er früher dein Feind war.

Untröstlichkeit, beginnt sie nicht erst jenseits der Musik?

Wer Kunst macht, kann nicht weise werden. Aber natürlich kann es weise sein, die Kunst aufzugeben.

Wien (Juli)

Nachtzug. Die Schaffnerin macht uns mit der Nutzung der Doppelkabine vertraut und zeigt, wie man das Abteil durchs Einklemmen der Steigleiter verrammelt. Sie serviert uns ein rotes, süßliches Getränk, Es sei leicht alkoholisch und fördere den Schlaf. Kaum haben wir es getrunken, kommt uns der Verdacht, es könne ein Betäubungsmittel sein. Abwegig. Wir sind nicht in Italien, wo Schaffner mit Kriminellen im Bunde sind. Freund W., auf dem Weg zu einem Kongress in Pisa, fand sich eines Morgens ausgeraubt. Er erinnerte sich, nachts etwas Süßliches gerochen zu haben.

Wir schlafen unruhig. Es wird viel rangiert, wir hören Kommandos und Durchsagen auf Tschechisch. Gegen Morgen rollen wir durch die Wiener Vorstädte auf den Westbahnhof zu.

Große Waldmüller-Retrospektive im Unteren Belvedere. Nach 1845 hat der Maler nur noch wenige Naturstudien in seine Skizzenbücher eingefügt; vielleicht weil er fortan auch Fotografien als Studienmaterial benutzte. Ein Gegner in der Akademie warf ihm »mosaikartige daguerrotypische Nachahmung« vor. Dabei ist Waldmüllers Licht einzigartig. Starke Kontraste und brillante Lichtkanten, wie er sie

einsetzte, waren der damaligen Fotografie nicht erreichbar. Womöglich mokierte er sich über das neue Medium.

Dafür spricht der 1847 gemalte »Guckkastenmann«. Er zeigt eine Schar Kinder in einer dunklen Scheune, die fasziniert auf den Vorführer und sein Gerät blicken. Der Betrachter sieht nicht, was sie sehen; er sieht nur ihre Reaktion: ihre naive, pure Begeisterung. Freilich gibt es in dem Bild auch ein gegenläufiges Motiv: Im abgedunkelten Vordergrund hockt ein Mädchen, das, den Kopf in die Hand gestützt, nachdenklich, fast melancholisch Richtung Betrachter blickt – traurig vielleicht deshalb, weil sie, die Tochter des Guckkastenmannes, von der allzu bekannten Vorführung angeödet wird. Vielleicht also hat der Maler sie so plaziert, um seine Ironie gegen das neue Medium zu wenden. Und damit seinen Stolz auf die Überlegenheit seiner veristischen Malerei.

Wir sehen Wien und seine Parks für einige Tage in Waldmüllers Licht.

Der Lainzer Tiergarten, westlich von Schönbrunn, war einst ein kaiserliches Jagdrevier. Inmitten befindet sich die Hermesvilla, die wir wegen einer Ausstellung des Malers Josef Engelhart (1854-1941) aufsuchen. So sehenswert dieser Wiener Sezessionist ist – er sagte von sich »Ich male, was ich will und wie ich will« – der stärkere Eindruck ist die Villa selbst, sind vor allem die Räume der Kaiserin oder Sisis, um den geläufigen Namen zu nennen. Ich gestehe, auf sie nicht eben neugierig gewesen zu sein. Doch dann fing die Sprossenwand im Toilette- und Turnzimmer meinen Blick; dazu ein Reck und zwischen den Türen Ringe: Sisi war eine passionierte, ja fanatische Turnerin.

Ein Zeitgenosse schrieb 1892 in sein Tagebuch: »Ich traf sie gerade, wie sie sich an den Handringen erhob. Sie trug ein schwarzes Seidenkleid mit langer Schleppe von herrli-

chen Straußfedern umsäumt ... Auf den Stricken hängend, machte sie einen phantastischen Eindruck wie ein Wesen zwischen Schlange und Vogel.« Dieses Bild – eine Chiffre für ihre Existenz – paßt zur Szene ihres Todes; der Ermordung in Genf durch den Anarchisten Luccheni, der sie erwählte, nachdem sein vorgesehenes Opfer, der Prinz von Orléans, seine Reiseroute plötzlich geändert hatte. Am 10. September 1898 erstach Luccheni die Kaiserin an der Genfer Schiffslände mit einer Dreikantfeile. Elisabeth hatte die tödliche Verletzung zunächst gar nicht bemerkt und ging noch mit ihrer Begleiterin an Bord, ehe sie zusammenbrach.

Ich schreibe über Sisi ein etwas löcheriges Sonett.

Darmstadt. Beim diesjährigen Georg-Büchner-Preis frage ich mich, ob die Leute im Darmstädter Staatstheater noch Teil einer großen Gemeinde sind oder schon die Gemeinde selbst, der Rest der wirklichen Leser.

Der Preisträger. Für ein paar Augenblicke, nachdem man angekündigt hat, er werde nun seine Bücher signieren, steht Walter Kappacher allein und wie verloren auf der Bühne. Dann aber kommen die Leser, erst wenige, dann aber doch eine ganze Menge, und ich atme auf. Es sind bedachtsame Leser, denke ich, nachdenklich wie ihr Autor.

Ein Namensvetter. Auf dem Büchertisch im Theater lagen neben den Büchern der Preisträger, vielleicht wegen einer Namensverwechslung Rudolf Hartungs Buch *In einem anderen Jahr* (1982). In diesen Tagebuchnotizen, die er ursprünglich für die *Neue Rundschau* schrieb, ist eine ganze Epoche enthalten, die Zeit der Studentenproteste und der Attentate auf die Literatur. Bei einem alten Lesezeichen

schlage ich die Notate auf. »Literatur«, lese ich, »ist jene Berufungsinstanz, vor der der verlorene Prozeß des Lebens noch einmal aufgerollt wird.« Das ist der wohl bezeichnendste Satz für Rudolfs Leben. Was ihm im Leben nicht glücken wollte, fand die wie immer zulängliche Kompensation in der Literatur.

Rudolf Hartung war ein leidenschaftlicher Leser und einer der sensibelsten dazu. »Zu (Henry) James«, heißt es einmal, »kehrt man wie nach einer langen Zerstreung heim.« Oder: »Nachdem ich den ganzen Tag und den Abend mit Menschen beisammen war, kehre ich nachts zu John Updikes Roman *Auf der Farm* wie ein Durstender zu einer Quelle zurück.«

Ich verdanke Rudolf viel. Er lud mich ein, für die Neue Rundschau zu schreiben, was ich dann über Jahre tat, und tat das, obwohl ich auch Hartung hieß. Bedenkt man den Narzißmus von Literaten, ist das alles andere als selbstverständlich. Elias Canetti, für dessen Geltung Hartung viel getan hat, nennt ihn im Nachwort zum Buch seinen einzigen deutschen Gesprächspartner und Freund während langer Jahre nach dem Krieg.

Rudolf starb 1985 in Berlin, mit 71 Jahren. Die Witwe ließ ihn anonym begraben, und in den Nachschlagewerken fehlt sein Name.

Das schwarze Büchlein. Zu den Emigranten, für deren literarische Rückkehr Rudolf Hartung sich einsetzte, gehörte auch Franz Baermann Steiner. 1909 in Prag geboren, war er einer der letzten Autoren der Prager deutschen Literatur. Im englischen Exil gehörte er zum Kreis um H.G. Adler und Elias Canetti. Er starb 1952 in Oxford. Hartung bemühte sich um die Publikation von Steiners Gedichten wie um die seiner Aufzeichnungen. Seine Bemühungen scheiterten an den wirtschaftlichen Verhältnissen der Zeit nach

der Währungsreform. Jetzt, im Jahr seines hundertsten Geburtstages, sind als Abschluß von Steiners Werkausgabe die *Feststellungen und Versuche* erschienen, ein enormes Massiv von Gedanken und Prägungen.

Daß dieses Buch mit Aufzeichnungen und Notizen überhaupt entstand, ist dem Freund H.G. Adler zu danken. Um 1942 schlug er Steiner vor, seine vielen im Gespräch vorgetragenen Gedanken und Einfälle aufzuschreiben: »Da hat er sich erst gesträubt: das wissen alle Leute, das pfeifen die Spatzen von den Dächern. Ich drängte immer weiter und eines Tages habe ich ihm ein schwarzes Büchlein gekauft. Er war ärgerlich, daß ich ihn drängte, ging verdrossen weg. Nach ein paar Tagen kam er zurück, hatte bereits etwas aufgeschrieben.«

Das Erlebnis und die Dinge. Zu Rilke notiert Steiner 1952 den frappierenden Satz: »Ihn interessiert die Beschaffenheit der Welt im Grunde gar nicht, sondern die Beschaffenheit des Erlebnisses.« Das hat noch niemand so klar gesehen. Steiners Befund gilt selbst für die sogenannten Ding-Gedichte, die man doch gern für objektiv hält. Die anhaltende Faszination der *Neuen Gedichte* erklärt sich nach Steiner weniger aus den Dingen, die darin figurieren, als aus dem Erlebnis, das diese Texte versprechen. »Du mußt dein Leben ändern« – ja, weil du den Archaischen Torso Apollos *erlebt* hast. Ich lese jetzt das allzu berühmte Sonett mit Steiners Blick; vor allem finde ich (wenigstens heute) den einst so geliebten Schluß mit seinem dringlichen Imperativ allzu pathetisch.

Bei Steiner heißt es einmal: »Und führe uns nicht in Beweise.« Diese hintersinnige Bitte setzt freilich eine gewisse Disposition zur Scholastik, vielleicht gar zur Sophistik vo-

raus. Warum nicht. Es gibt Versuchungen, die nur für einige Auserwählte bestimmt sind.

Ein Buch mit Aufzeichnungen darf nicht zu dünn sein, sagt der Freund. Ich weiß, antworte ich, ich weiß, und füge schnell diese Notiz hinzu.